

In Deutschland als DAAD-Stipendiat

Sulev Mäeltsemees

DAAD-Stipendiat 1983 (zehn Monate) und 2003 (zwei Monate)

In: Alumni-Erinnerungen. Deutscher Akademischer Austauschdienst 2015. S.19-31.

Die Vorbereitungen

Alles hat für mich 1978 angefangen, als Juhani Väljataga, der Leiter des damals relativ jungen Lehrstuhls für Dienstleistungsökonomik¹ der Wirtschaftsfakultät des Tallinner Polytechnischen Instituts (jetzt Technische Universität Tallinn), einen anderen Posten antreten musste und mich als seinen Nachfolger eingeladen hatte. Ich hatte 1975 an der Tartuer Universität meine Kandidatendissertation „Analyse und Prognose der regionalen Entwicklung der Dienstleistungsbranche“ verteidigt und arbeitete seit der Absolvierung der Universität (1970) bei der Estnischen Niederlassung des Zentralinstituts für Wirtschaftsmathematik der Akademie der Wissenschaften der UdSSR.

Mein Arbeitsplatz befand sich auf dem Domberg Ende der Patkul-Treppe (Rahvakohtu 3), wo heute sich das Gebäude der Regierung der Republik Estland (das Stenboksche Haus) befindet. Allem Anschein nach war ich in Estland überhaupt der erste, der eine Kandidatendissertation im Bereich von Dienstleistungen verteidigte. Mein Betreuer war Hans Jalasto, der sog. Pionier dieser Branche in Estland, und inhaltlich betrachtet, einer der ersten Forscher dieses Wirtschaftsbereichs in der ganzen Sowjetunion. Schon damals blieb es unklar, warum dieser Wirtschaftszweig als Dienstleistungen an die Bevölkerung bezeichnet wurde, denn Dienstleistungen an Tieren kennt man ja wohl nicht. Vorgreifend sei hier gesagt, dass es in Deutschland ganz lange dauerte, bis ich die Antwort darauf gefunden hatte; und diese Antwort bestand im Handwerk (Handwerk). Als ich den Kollegen in Deutschland sagte, dass ich mich mit der Dienstleistungsbranche beschäftige, fing man eifrig an, mir Dinge zum Tourismus, Bankwesen usw. zu erläutern, die bei uns damals unterentwickelt, um nicht zu sagen fast völlig unbekannte Phänomene waren, mindestens im Vergleich mit einem demokratischen (wo Freizügigkeit des Menschen garantiert war) und marktwirtschaftlichen Staat (wo es z.B. Privatbanken gab).

¹ In den 1960-er Jahren fing man in der damaligen Sowjetunion an zu verstehen, dass neben der Entwicklung der Schwerindustrie (hauptsächlich der Rüstungsindustrie) der Mensch auch eine funktionierende Dienstleistungssphäre braucht. 1967 wurde der in der ganzen Sowjetunion geltende Unterrichtsplan für das Fach „Dienstleistungsökonomik und Organisation“ genehmigt. Für den 10. Jahrestag des Lehrstuhls für Dienstleistungsökonomik wurde die Broschüre „Der Lehrstuhl für Dienstleistungsökonomik am Tallinner Polytechnischen Institut, Verfasser: Sulev Mäeltsemees, Tallinn: TPI Rotaprint, 40 Seiten, herausgegeben.

Jahre später, als ich beim Tallinner Polytechnischen Institut zum Lehrstuhlleiter gewählt worden war, habe ich durch die Abteilung für internationale Beziehungen erfahren, dass ich mich dank meinem Alter (unter 35 Jahre) noch um ein längeres Praktikum in irgendeinem kapitalistischen Land bewerben könnte. Das Land war für mich gleich eindeutig klar – die Bundesrepublik Deutschland. Aber über die Universitäten dieses Landes, geschweige denn über die dortigen Lehrkräfte, wusste ich ganz und gar nichts. Es gab gar keine Kontakte, und die waren auch nirgendwo zu finden.

Ich bin zur Bibliothek der Akademie der Wissenschaften (jetzt die Bibliothek der Tallinner Universität) gegangen und schau einmal an! – auf dem Regal habe ich einige Nachschlagewerke „Who is who?“ gefunden, die ich früher nie in der Hand gehalten hatte. Diese Bücher waren zwar einige Jahre alt, aber ich habe das Risiko in Kauf genommen. Vielleicht sind die Informationen doch nicht veraltet? Zuerst entstand natürlich die Frage – mit welcher Stadt und welcher Universität sollte ich denn überhaupt versuchen? Auf Berlin habe ich wegen seiner Isolation (West-Berlin) gleich verzichtet. Ich dachte mir, dass, wenn ich nach Berlin gehen sollte, ich nie mehr eine Chance bekommen würde, mehr von Deutschland zu sehen und mich da umzusehen. Auch z.B. Kiel, das damals schon Partnerstadt von Tallinn war (seit der Segelregatta der Olympischen Spiele von 1980) und auch die Hauptstadt Bonn habe ich als relativ kleinere Städte ausgeschlossen. Da mein Hauptthema die Dienstleistungsbranche war, entschied ich mich für Frankfurt am Main, da es sich um ein großes Dienstleistungszentrum handelte. Ich wusste, dass es dort große Banken, die Börse und anderes mehr gibt, denn obwohl ich ja kein Finanzpraktikum vor mir hatte, dachte ich, dass die übrige Dienstleistungsbranche sowieso daran geknüpft ist.

Danach habe ich angefangen, nach einem Institut zu suchen. Ich fand heraus, dass es an der Goethe-Universität ein Institut für Wirtschafts- und Sozialgeographie gibt, und dass der geschäftsführende Direktor des Instituts Professor Josef Matznetter war. So hatte ich schon den gewünschten Zielort und den eventuellen Betreuer, die ich in meiner Bewerbung eintragen konnte.

Ich habe meine Unterlagen abgeschickt und es blieb nichts übrig, als einfach auf eine Reaktion zu warten. Ehrlich gesagt war die Hoffnung fast gleich null. Sonst hätte ich versucht, auch deutschsprachige Texte zu lesen. Eigentlich gab es da sowieso nichts Interessantes zu lesen, denn die einzige erhältliche periodische Ausgabe, d.h. die Zeitung „Neues Deutschland“ war ja noch mehr tendenziös und lügnerisch als „Prawda“, die sich als Verkünder der einzigen Wahrheit titulierte. Zwar hatte ich an der Uni mit meinen Deutschkenntnissen zu den besten gehört, aber meine Kenntnisse waren sehr bescheiden. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an eine Situation. Kurz nach dem ich meine Unterlagen für das Praktikum eingereicht hatte, war bei der Uni eine Delegation der Gewerkschaftler aus der DDR zu Besuch. Ich wurde eingeladen, diese Treffen zu übersetzen, wobei ich vorher nicht ein mal auf die Idee gekommen war, zu fragen, um was für eine Delegation es sich überhaupt handelt? Ich weiß noch, dass ich auf Deutsch nicht mal das Wort „Gewerkschaft“, das ja während des Treffens am meisten benutzt wurde, kannte.

Und dann an einem überraschenden Tag Ende 1981 / Anfang 1982 kam die Mitteilung, dass ich bei einem Ausschuss des Ministeriums für Hochschul- und

Berufsbildung der ESSR, der für die vorläufige Auswahl der Bewerber zuständig war und sich in Tallinn in der Valli-Straße befand, erscheinen musste. Ich kann mich noch erinnern, dass da ungefähr zehn Menschen, die in unterschiedliche Länder zum Praktikum wollten, eingeladen waren. Ich weiß nicht mehr, ob es sich nur um kapitalistische Länder handelte, aber ich glaube schon (so wollte Eimar Rahumaa von der Tartuer Universität nach Schweden und später hörte ich, dass er den Praktikumsplatz auch gekriegt hatte). Von diesem Ausschuss habe ich die Empfehlung bekommen, zum regionalen Ausschuss zu gehen, dessen Sitzung irgendwann im Januar-Februar 1982 in Vilnius stattfand. Das Praktikum selbst musste mit dem neuen Studienjahr (ab September 1982) anfangen. Irgendwann hat mich die Information erreicht, dass aus der Sowjetunion in die Bundesrepublik Deutschland insgesamt nur 30 Stipendiaten fahren können und dass man fürs Praktikum in diesem hochtechnologischen Land Vertreter von technischen Bereichen bevorzugt. Danach habe ich als Sozialwissenschaftler mir keine großen Hoffnungen mehr gemacht, und eine diesbezügliche Bestätigung kam ein halbes Jahr später. Wiederum hat mich auf irgendeine Art und Weise die Information erreicht, dass man im Sommer während eines einmonatigen Sprachlagers, das in der Nähe von Moskau durchgeführt wurde, die Kandidaten für das lange DAAD-Stipendium schon ausgewählt hatte. Und weil ich da nicht eingeladen war, war das Thema für mich erledigt – ich war ausgeschlossen worden.

Es folgte ein halbes Jahr völliger Stille. Damals wurden während der Winterferien der Universitäten (die letzte Woche Januar – die erste Woche Februar) unterschiedliche Veranstaltungen durchgeführt. Eine der eindrucksvollsten Veranstaltungen war das Winterseminar der Wirtschaftswissenschaftler aus der ganzen UdSSR, das eine ganze Woche dauerte und in Sotchi stattfand und woran ich mich in 1993 beteiligt habe. Es handelte sich um ein Seminar hauptsächlich für junge Wirtschaftswissenschaftler, aber teilnehmen und Vorträge halten durften auch ältere Kollegen. Auch da war ich zusammen mit meinem guten Kollegen und Betreuer Hans Jalasto. Als wir über Moskau auf dem Rückweg waren, hat er vom Scheremetjewo-Flughafen, wo wir auf den Flieger nach Tallinn wechselten, zu Hause angerufen. Ich hatte damals zu Hause kein Telefon. Und als er den Hörer abgelegt hatte, sagte er – Sulev, du musst in einer Woche nach Deutschland fahren. Wie man so schön sagt, war ich wie den Kopf geschlagen und habe auch gar nicht begriffen, was das bedeutete. Geht es um eine Konferenz oder ähnliches? Nein, es sei das zehnmonatige Praktikum. Ich habe daran gar nicht geglaubt, bis ich dann zu Hause angekommen war, und meine Frau es bestätigte. Eigentlich hatte man über sie nach mir gesucht, und sie hatte die Frau von Jalasto angerufen, in der Hoffnung, dass der Letztere zu Hause anruft. So hatte ich vor einigen Stunden mitbekommen, wie meine nähere Zukunft aussehen wird.

Bei der Abteilung für internationale Beziehungen habe ich dann erfahren, dass ich in einer Woche in Moskau sein muss und dass gleich danach weitergeflogen wird. Ich hatte so viele Angelegenheiten zu erledigen – die Leitung des Lehrstuhls zu übergeben, mich bei unterschiedlichen Institutionen abzumelden (Kriegskommissariat usw.). Auch musste ich mich von Freunden für längere Zeit verabschieden. Besonders schwer war die Lage zu Hause, denn meine zweieinhalbjährige Tochter Klarika war gerade nach doppelseitiger Lungenentzündung aus dem Krankenhaus entlassen worden. Aber mit meiner Frau Helle war ich völlig einig – so eine Möglichkeit wird es

nie mehr geben. Und hinterher kann ich sagen, dass ich meine ganze weitere Arbeitskarriere dem Umstand zu verdanken habe, dass ich damals nicht aufgegeben habe. Als Nebenbemerkung sei auch gesagt, dass ich fest davon überzeugt bin, dass das spätere Interesse unserer Familie für internationale Beziehungen durch mein damaliges Praktikum beeinflusst gewesen ist. Unter anderen beruhte darauf auch die in 1990-er in den Zeiten der wiederhergestellten Republik Estland zustande gekommene enge Zusammenarbeit (s. später) mit unterschiedlichen Institutionen der Bundesrepublik Deutschland (z. B. mit Burkhard von Hausen im Deutschen Landkreistag usw.). Es ist äußerst angenehm, dass der in der Familie aufgewachsene Sohn meiner Frau Lauri Madise 2013 zum Richter beim Europäischen Gerichtshof gewählt wurde.

Heute, wenn ich an diesen Erinnerungen schreibe, ist meine beim Estnischen Auswärtigen Amt arbeitende Tochter für drei Jahre zur Konsularvertreterin in Italien ernannt worden, wohin sie, um mit den zwei Kindern (drei- und siebenjährig) zurechtzukommen, auch die Großmutter Helle mitgenommen hat. Also bin ich wieder alleine wie vor 30 Jahren, obwohl alles völlig umgekehrt ist – ich bin zu Hause und in einer völlig veränderten Situation. Ich kann mich jederzeit in den Flieger setzen und zu meiner Familie nach Rom fliegen. Genau wie es vor einigen Jahren der Fall war, als meine Tochter als Konsularvertreterin der Republik Estland genau so einer dreijährigen Aufgabe in New York nachzugehen hatte. Während meines Aufenthalts in Frankfurt am Main hat keines von meinen Familienmitgliedern mich besucht. Und eigentlich habe ich von eventuellen Möglichkeiten, das überhaupt zu machen, kaum etwas gewusst. Erst als ich zu Hause zurückgekommen war, hörte ich, dass die Frau alleine (das Kind musste als Pfand zu Hause bleiben!) hätte für einige Tage eine Besuchserlaubnis hätte bekommen können. Aber wie schon gesagt, unsere Tochter war klein und so eine ziemlich teure Fahrt wäre auch bei dieser Kenntnis der eventuellen Möglichkeiten sowieso nicht in Frage gekommen.

Aber kommen wir zurück in den Februar 1983, als ich in Moskau angekommen war, um mein Praktikum anzutreten. Ich hatte einen 27 Kilo schweren Koffer mit (wurde auf dem Tallinner Flughafen abgewogen). Hauptsächlich handelte es sich um verschiedene Bücher – z.B. das Deutsch-Estnische und Estnisch-Deutsche Wörterbuch, die schwer wie Ziegelsteine waren, um jede Menge deutschsprachige und das sowjetische Estland und die Sowjetunion als „Paradies der Arbeiter und Bauern“ preisende Literatur usw. Am Abend bin ich dann durch einen Tunnel Richtung U-Bahn-Station gegangen, als mir zwei Milizionäre entgegenkamen. Es war die Zeit des Andropows, als Leute unter anderem auch in Kinos, Cafés und überall überprüft worden, ob sie sich wahrscheinlich in ihrer Arbeitszeit an einem falschen Ort aufhielten? Was mich anbetrifft, so hat die Miliz ihre Zweifel anscheinend wegen meines großen Koffers und wegen meiner durch die Schwere des Koffers von Vertikallage abgewichenen Körperlage bekommen. Die zwei Uniformierten kamen zu mir und fragten, was ich denn im Koffer habe, dass der so schwer ist? Ich sagte, dass es Bücher sind. Sie haben mir nicht geglaubt und ich musste den Koffer aufmachen. Da es eine schneereiche Zeit war, war der Fußboden des Tunnels mit Schnee- und Salz matschig. Ich sagte, dass ich den Koffer nicht aufmachen kann ohne ihn schmutzig zu machen. Der Befehl zum Aufmachen wurde wiederholt. Und als ich dann den Koffer aufmachte, wo nur ein Haufen Bücher drin war, machten sie

sich schnell aus dem Staub, so dass ich sie später, als ich den Koffer schon zugemacht hatte, nicht mal zu Gesicht bekommen habe. Das war einfach eine ekelhafte Erinnerung an die vom Andropow eingeführte Ordnung.

Aber wenn man mich fragt, wie ich denn überhaupt dieses lange Praktikum in so einen attraktiven Staat wie Bundesrepublik Deutschland bekommen habe, muss ich zugeben, dass es gerade dem KGB-Chef Andropow zu verdanken ist. Und ich bin der Meinung, dass ich mich nicht täusche. Andropow wurde anstelle des im November 1982 verstorbenen Breshnew zum Generalsekretär der KPdSU gewählt. Zu den Prioritäten des neuen ersten Mannes gehörte neben der üblichen Entwicklung der Schwer- und vor allem der Rüstungsindustrie auch die in miserabler Situation befindliche Dienstleistungssphäre. Und anscheinend hat man beim Ministerium für Hochschul- und Berufsbildung der UdSSR meine Unterlagen wieder ausfindig gemacht. Es gibt auch eine andere, und sich von der ersten völlig unterscheidende Erklärung. Früher hätte man in solche Länder wie die USA, Bundesrepublik Deutschland, Frankreich usw. nur für Bestechungsgeld fahren können. Es wurde von 30.000 Rubeln gesprochen, was damals der halbe Preis von einem PKW oder das Gehalt von fast zehn Monaten eines Lehrstuhlleiters war. Bekanntlich hat Andropow mindestens in der Öffentlichkeit Korruption und ähnliche Erscheinungen scharf verurteilt. Es sei in diesem Zusammenhang noch eine dritte Möglichkeit erwähnt, die ich selbst schon in Deutschland erlebt habe. Nämlich hatte man aus der Sowjetunion auf solche Praktiken auch Leute geschickt, die der Landessprache überhaupt nicht mächtig waren, deren Mütter oder Väter aber einen hervorragenden Posten hatten, oder bei denen schon frühzeitig Fähigkeiten zum Ausdruck gekommen waren, der Heimat (dem KGB?) zu dienen. Andere Praktikanten haben mir berichtet, dass der Sohn eines Kasachischen Ministers, der auf Deutsch nicht mal seine Arbeitsstelle in der Heimat hat benennen können, für das Jahresende nach Hause gefahren und nicht mehr zurückgekehrt war. In so einem Fall war ja ein Platz frei für jemanden neuen (wie ich?) freigeworden.

Jetzt aber ein Beispiel dafür, was für eine Bürokratie in Moskau wucherte und wie die Behörden überbesetzt waren. Vor der Reise hatte ich in Moskau eine Menge von Angelegenheiten zu erledigen, genau wie auch in Tallinn. Ganz besonders gut erinnere ich mich an eine Runde im Haus des Ministeriums für Hochschul- und Berufsbildung. Als ich Anfang des Arbeitstages (um neun Uhr) beim Ministerium angekommen war, habe ich in einem Zimmer eine Liste für einen Rundgang durch die Behörde bekommen, und auf dieser Liste musste ich die Bestätigungen (Unterschriften) von einem Dutzend von Beamten einholen. Ich habe mir nicht mal angesehen, um was für ein Papier es sich überhaupt gehandelt hat. Ich bekam auch eine Liste von Nummern der Arbeitsräume, wo ich den einen oder anderen Beamten finden sollte – ungefähr so, dass ich vom Raum 110 in den Raum 526 und von da in den mit Nummer 214 und dann in den Raum 628 usw. gehen muss. Bis zum Mittag hatte ich die Runde durch alle diese Räume geschafft. Hinter einigen Türen musste ich mich für einige Minuten bis Viertelstunde anstellen, aber in einigen Räumen kam ich auch gleich dran. Ende dieser Halbtagsrunde kam ich bei einem Beamten an, von dem ich die letzte Unterschrift bekommen sollte, und schau dir einmal an! Bis dahin hatten alle Beamten mir ihre Unterschriften so nebenbei erteilt, aber im letzten Raum sah sich der Beamte das Papier, das voll mit Unterschriften war, an und fragte mich,

wem gehört es denn überhaupt? Im ersten Raum, wo ich das Papier erhalten hatte, hatte man es unterlassen (vergessen?), meinen Namen darauf zu schreiben. Dieser letzte Beamte behielt das Blatt (sonst hätte ich ja meinen Namen ruhig selbst darauf schreiben können), was natürlich bedeutete, dass ich mit Sammeln von diesen „Autogrammen“ von Anfang an beginnen musste. So verbrachte ich auch den Nachmittag, indem ich von einer ministerialen Tür zu der nächsten ging und den Beamten ihre Arbeit und ihr Brot versicherte. Nur die Bewegungsrouten waren bei der zweiten Runde klarer ausgeprägt und ich wusste auch, hinter welcher Tür ich mit Wartezeit rechnen musste.

In Deutschland

Bald kam der lang erwartete Tag, als mir im Ministerium der Pass für Auslandsreisen und die Flugkarte überreicht wurden. Auch die bösen Blicke bei Übergabe von den 100 DM (die heute ungefähr 50 Euro bedeuten) und die gesagten Worte – das Geld soll unbedingt zurückgebracht werden! – haben meine Laune nicht verderben können. Zur Rückgabe von diesem Geld kommen wir noch. Am nächsten Nachmittag setzte ich mich am Scheremetjewo-Flughafen in den Flieger Tokio – Moskau – Frankfurt, wo ich der einzige Europäer war. Das Flugzeug landete am Zielort ca. um 21 Uhr. Interessanterweise spürte ich keine Erregung, obwohl ich überhaupt keinen vorherigen Kontakt zu meiner Praktikumsstelle gehabt hatte. Auch hatte ich nicht so viel Geld, um bei Bedarf ins Hotel zu gehen. An diese letzte Variante habe ich nicht mal gedacht, denn ich war sicher, dass die Deutschen korrekt sind. Und ich habe diese Meinung weder dann noch später während meiner unzähligen Besuche nach Deutschland ändern müssen.

An diesem dunklen Winterabend wurde ich am Frankfurter Flugplatz vom ca. 70-jährigen Professor J. Matznetter und seiner Frau abgeholt. Sie hielten ein Schild mit meinem Namen in der Hand, aber als ich herauskam, fingen wir alle an zu lachen. Die Unnötigkeit des Schildes war absolut offensichtlich, denn ich war um einen ganzen Kopf größer als alle anderen, die mit diesem Flug gelandet waren. Ans Lenkrad setzte sich die kleingewachsene alte Dame und fing an, in dieser umgebenden Dunkelheit mit einer Geschwindigkeit von 120-130 Stundenkilometern zu rasen. Ich habe mich echt erschrocken, denn hierzulande wurde auch in heller Zeit mit einigen Dutzend Stundenkilometern langsamer gefahren. Zuerst sind wir zum Professor nach Hause gefahren. Da haben wir ein Paar Glas Whisky getrunken und dann wurde ich zu meiner Unterkunft – in die für ausländische Lehrkräfte gedachte und in der Beethovenstraße liegende Villa gebracht. Es befand sich ungefähr einen halben Kilometer von der Universität entfernt und war sehr bequem.

Die allgemeine Bequemlichkeitsstufe habe ich immer sehr hoch eingeschätzt, weil unmittelbar neben unserem Institut (Bockenheimer Landstrasse 130) sich die Bibliothek der Uni befand. Beide Gebäude sind schon abgerissen worden. Für mich war das Besuchen der Bibliothek jedenfalls zeitsparend, obwohl ich beim Institut auch ein eigenes Zimmer hatte. Was nun die Bibliothek selbst angeht, muss ich zugeben, dass neben der Dienstleistung ich mich viel mehr für Politik und Geschichte interessiert habe. Ziemlich bald habe ich im ersten Stock der Bibliothek ein dickes Buch über die zwischen Deutschland und der UdSSR geschlossenen Verträge ent-

deckt. Als ich darin blätterte, bin ich ziemlich bald auch auf den Text des Molotov-Ribbentrop Vertrages gestoßen. Das war anscheinend die größte Überraschung oder der größte Schreck meiner ganzen Praktikumszeit, die ja voll von unterschiedlichen Entdeckungen war. Ich hatte von so einem Vertrag nie etwas gehört. Aber bis heute erinnere ich mich ganz genau an die Stelle im Regal, wo das Buch war. Über gelesene Bücher habe ich immer auch sorgfältig Bemerkungen gemacht, wobei ich die Namen von Lenin, Stalin und anderen Verbrechern mit Nummern bezeichnet habe. Die Angst, dass man an der Grenze anfängt, in Anmerkungen zu wühlen und diese dann konfisziert werden, war einfach zu groß. Zum Glück ist es nie dazu gekommen, und hinterher bedauere ich, dass ich so manche gekaufter Bücher oder Zeitschriften (z.B. einige Ausgaben vom Spiegel) nicht mitgenommen habe, weil ich Angst hatte, sie an der Grenze loszuwerden.

Im Institut wurde ich sehr freundlich empfangen und so wurde ich auch während der ganzen zehn Monate behandelt. Anfangs wurde ich jedes Wochenende (später ein-zweimal im Monat) von irgendeinem Kollegen zu Hause eingeladen, wobei die Wohnorte dieser Kollegen meistens mehrere Dutzende Kilometer entfernt in einer Kleinstadt lagen. Öfters wurde ich am Freitag Abend im Wagen mitgenommen und Montag Morgen sind wir dann zusammen zurückgekehrt. Sehr selten bin ich auch selbständig zurückgefahren, meistens dann, wenn der Professor Anfang der Woche nicht an die Uni musste. Ich erinnere mich, dass ich an einem Sonntagmorgen im September 1983 nach dem Besuch bei einem Kollegen mit der Bahn auf dem Rückweg nach Frankfurt unterwegs war. Ich kaufte mir am Automaten die Fahrkarte und setzte mich in einen praktisch menschenleeren Zug. Bald kam der Kontrolleur und entdeckte, dass ich mit meiner Fahrkarte der 2. Klasse in dem Wagen der 1. Klasse eingestiegen war. Einige Tage davor, Anfang September war über Kamtschatka von der Sowjetunion ein Südkoreanischer Flieger mit mehreren Hunderten Passagieren an Bord heruntergeschossen worden, welches Ereignis in deutschen Medien, einschl. der Fernsehsendungen viel kritisiert wurde. Ich wagte nicht mal zu atmen, geschweige dann zu sagen, dass ich aus diesem Land komme. Ich wurde mit 20 DM bestraft. Was für eine Lehre! Später habe ich immer genau aufgepasst, in welchem Wagen ich eingestiegen war. Denn als einzigen Unterschied im Vergleich zur 2. Klasse gab es für meinen Blick nur ein weißes Tuch in Kopfhöhe auf der Rücklehne. Mit einem Fahrkartenkontrolleur hatte ich aber auch ein freundlicheres Erlebnis, das wahrscheinlich auch in Deutschland nicht mehr vorkommt. Ich hatte von Bonn aus (ich hatte mich wieder bei der Botschaft ordentlich gemeldet) die IC-Fahrkarte mit Zuschlag (sieben DM) nach Frankfurt gekauft. Da ist aber der gewöhnliche Zug früher eingelaufen, und ich entschied mich, mit diesem zu fahren. Der Kontrolleur sagte, dass ich umsonst den Zuschlag bezahlt habe und hat mir empfohlen, das Geld am Frankfurter Bahnhof an der Kasse zurückzufordern.

Eindruckvolle Erlebnisse habe ich mit Nikolai Tarassov, einem gleichzeitig mit mir im Februar 1983 sein Praktikum begonnen habenden und aus Jekaterinburg (damals Swerdlowsk) stammenden Juristen. Er hatte sich für die Universität Bonn entschieden. Ungefähr einen Monat später rief er mich an und fragte besorgt, wie er denn einen Brief nach Hause schicken kann? Er hatte schon drei in die Heimat geschickte Briefe zurückbekommen kann. Den Grund und die Lösung für dieses Problem haben wir schnell herausgefunden. Nämlich wurde damals bei uns auch die

Adresse des Absenders auf die Vorderseite des Umschlags geschrieben. Weil seine Heimadresse auf dem Umschlag mit kyrillischen Buchstaben geschrieben stand, aber die Adresse des Absenders ein wenig unten mit lateinischen Buchstaben, konnten die Briefträger nur die Letztere lesen, und deshalb auch diese Missverständnisse. Danach fing er an, seine Bonner Adresse auf die Rückseite des Umschlags zu schreiben. Mit Nikolai gab es noch einen eindrucksvollen Zwischenfall. Im August sind wir zusammen für einige Wochen auf Urlaub nach Hause gefahren. Nach der Landung in Moskau und nach den Strapazen bei der Grenzwache und beim Zoll sagte er zum Vergleich von diesen zwei Staaten das Folgende: „jetzt endet *danke schön* und fängt ... *твою мать* (grobes Schimpfwort auf Russisch) an“. Bei seinen Emotionen hat bestimmt der Umstand, dass er als ein aus dem Herzen Russlands stammender Mensch überhaupt zum ersten Mal im Ausland war und gleich in so einem hochentwickelten Land, eine gewisse Rolle gespielt. Ich war vorher auf einer Konferenz in Polen gewesen, und durch das bei uns in Estland zugängliche Finnische Fernsehen hatten wir schon eine ziemliche Vorstellung vom anderen Lebensstandard.

Was die Kommunikationsmöglichkeiten mit meiner Heimat betraf, so klingt das alles heute, nur ein Viertel Jahrhundert später, einfach unglaublich.

Ich erwähnte schon, dass ich bei der Abfahrt meine gerade aus dem Krankenhaus entlassene dreieinhalbjährige Tochter nach doppelseitiger Lungenentzündung zu Hause gelassen hatte. Meine nach Hause geschickten Briefe kamen zwar nicht zurück (wie bei Nikolai), aber während anderthalb Monate ist auch keine Antwort auf die fast jeden zweiten Tag abgeschickten Briefe gekommen. Später, als die Antwortbriefe aus der Heimat doch anfangen anzukommen, war klar, dass jemand sich unterwegs für deren Inhalte interessiert hatte. Doch die anderthalb Monate in Ungewissheit habe ich nicht ausgehalten, und endlich habe ich mich entschieden, zu Hause anzurufen (unser Nachbar, ein ehemaliger Kriegsveteran, hatte Telefon und meine Frau, die Ärztin war, hatte ihn so manches Mal behandelt). Um anzurufen, musste ein Ferngespräch gebucht werden. Anfang des Arbeitstages buchte ich gleich das Gespräch und hoffte, dass ich innerhalb von einigen Stunden dieses Gespräch auch bekomme. Ich hatte mir weder etwas zum Essen noch Trinken besorgt. Es war schon Mittagszeit, ich wagte nicht mal auf die Toilette zu gehen, denn es konnte ja sein, dass es gerade in dieser Zeit klingelt. Aber Stunden vergingen, Kollegen waren nach Hause gegangen. Am Abend um circa 21.30 wurde ich mit meinen Lieben verbunden. Was für eine Freude! Jetzt aber, nur eine Generation später, kann man aus der Sahara in wenigen Sekunden den beliebigen Punkt weltweit anrufen. Damals brauchte man einen ganzen Tag, um aus dem Zentrum einer der westeuropäischen Großstädte zu Hause anzurufen!

Bis heute bin ich den dortigen Lehrkräften – Josef Matznetter, Wilhelm Lutz, Karl Vorlaufer, Heinrich Lamping, Gerhard Gruber, Renate Müller, Walter Thomi herzlich dankbar. Mit großem Dank erinnere ich mich auch an die hilfsbereiten Sekretärinnen (Fr. Schultheiss u. a.). Einen engen Kontakt hatte ich zu W. Thomi, der im gegenüberliegenden Arbeitsraum saß und bei dem ich während der ganzen Periode 4-5 Mal zu Besuch war. Gute Beziehungen bildeten sich aus auch zu W. Lutz, mit wem ich mich im Herbst 2014 traf, als er mit der Familie Klein Baltische Staaten besuchte und einige Tage auch in Tallinn verbrachte. Damit war etwas ganz Besonderes zustande gekommen, wovon wir vor 30 Jahren nicht mal träumen

konnten! Wir hatten zwar mit Professor Lutz in 1983 über eine eventuelle Reise mit der Transsibirischen Bahn von Moskau nach Wladiwostok gesprochen, aber das ist ausgefallen, weil Mitte der 1980-er das Imperium des Bösen seine ersten Risse bekommen hatte und sein Zerfall schnell weitergegangen ist. So eine Phantasie, dass wir uns irgendwann in der Hauptstadt des selbständigen Estlands Tallinn treffen könnten, gab es nicht. Es ist unglaublich, was im Laufe einer Generation geschehen ist!

Einen besonders erweiternden Einfluss auf meinen geistigen Horizont haben die ein- und mehrtägigen Ausfahrten ausgeübt, die von Kollegen für Studenten veranstaltet wurden und auf die ich mitgenommen wurde. Besonders eindrucksvoll ist für mich die vom Professor J. Matznetter und Dr. R. Müller durchgeführte zweiwöchige Reise nach Schleswig-Holstein gewesen. Während dieser Reise habe ich zum ersten Mal Kiel, die Partnerstadt von Tallinn besucht. In Kiel habe ich mich echt gefreut, als ich an der Stadtgrenze auf dem Schild der Partnerstädte von Kiel auch den Namen Tallinn gesehen habe. Damals konnte ich davon nicht mal träumen, dass ich diese Stadt acht Jahre später und in nachfolgenden Jahren als Mitglied der Tallinner Stadtverwaltung wiederholt besuchen würde. Während der Fahrt nach Schleswig-Holstein waren wir auch auf der Nordseeinsel Sylt und besuchten einige weiteren noch kleineren Insel-Gemeinde, die nur einige Dutzende Einwohner hatten. Ich muss mich wiederholen, aber damals konnte ich das überhaupt nicht einschätzen, was für eine Bedeutung die ersten Kontakte zu diesen Paar besuchten Gemeinden für meine weitere Zukunft haben werden. Da habe ich die erste Vorstellung bekommen, wie eine Kommunalverwaltung überhaupt funktioniert.

Einige Jahre später wurde Kommunalverwaltung zum Hauptthema meiner Unterrichts- und Forschungsarbeit, und so ist es bis heute geblieben. Mein zweites Praktikum in Deutschland in 2003 hatte schon mit öffentlicher Verwaltung und Kommunalverwaltung zu tun. Zuerst war ich einen Monat lang bei der führenden deutschen Hochschule für öffentliche Verwaltung, der Deutschen Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer und bei deren bekanntesten Wissenschaftler Professor Hans-Herbert von Arnim. Den zweiten Praktikumsmonat verbrachte ich beim Institut für Kommunalrecht der Universität Osnabrück beim Direktor Professor Jörn Ipsen. Diese neue Praktikumszeit bedeutete für mich anstrengende Arbeit, es gibt aber aus dieser Zeit keine so farbreichen Erinnerungen wie aus der Zeit des ersten Praktikums. Geblieben ist der herzliche Dank, den ich nochmals den genannten Institutionen und besonders den Menschen aussprechen möchte.

Und deshalb zurück in das Jahr 1983. Bis heute erinnere ich mich an die Fahrt zusammen mit Professor Lutz in seinem Wagen nach Münster zum Deutschen Geographentag. Da habe ich mehrere neue Kontakte bekommen, darunter die von Professor Christoph Jentsch aus der Mannheimer Universität und Professor Peter Meusburger aus Heidelberger Universität, bei denen ich später für zwei-drei Tage zu Besuch war. Eindrucksvoll war die eintägige Fahrt mit Professor Heinrich Jäger, dem Dekan der Fakultät, in die Umgebung von Frankfurt, und die unterwegs erlebte Weinprobe. Als ein ganz besonderes Ereignis würde ich die zusammen mit Professor W. Lutz und Frau Klein (die in Herbst 2014 zusammen auch Tallinn besucht habe) und dem jetzt schon verstorbenen Walter Lehmann (bei dem ich am letzten Tag vor meiner Heimreise zum Mittagessen eingeladen war) zustande gekommene Reise

bezeichnen, die fast eine ganze Woche dauerte und uns in das südliche Mittelfranken und in das Nördlinger Ries führte. Was für märchenhafte deutsche Kleinstädte (z. B. Rothenburg) mit ihren Weihnachtsmärkten!

Durch ein Ereignis im Stadtzentrum der Weltstadt Frankfurt habe ich wiederum erleben können, wie klein unsere Welt heutzutage ist. Ich war schon mehrere Monate an der Uni gewesen und spazierte gerade die Hauptstraße (Zeil) entlang. Plötzlich wurde ich von einem jungen Mädchen, so um die zwanzig Jahre alt, angesprochen und gebeten, mitzukommen. Ein wenig Angst hatte ich schon, aber die Neugier der Jugend hat diese Angst überwunden. Wir fuhren mit dem Fahrstuhl mehrere Stockwerke höher und da in einem Raum wurden mir drei Fotos auf den Tisch gelegt. Zwei von den dreien habe ich auch heute noch in Erinnerung. Auf einem Foto stand vor einem mit Schnee bedeckten Hotel (so wie wir es von irgendwo in den Alpen geschossenen Bildern kennen) ein roter Wagen mit einer entzückenden lächelnden Dame auf der Motorhaube. Auf dem zweiten Foto war eine Sekretärin mit sehr bösem Gesichtsausdruck, die hinter ihrem Arbeitstisch mit jemandem sprach (eher zankte). Auf dem dritten Foto war irgendein sachliches Büromilieu dargestellt. Es ist aber völlig unwichtig, was auf diesen Fotos dargestellt war. Wichtig ist der Umstand, dass ich gebeten wurde, bei allen Fotos zu sagen, welche Gefühle sie in mir entstehen lassen. Ich verstand nicht, wozu es gut sein sollte, und auch sprachlich fiel es mir nicht leicht, denn für so was brauchte man einen völlig anderen Wortschatz. Doch habe ich zu jedem Foto acht-zehn Sätze sagen können. Erst als der Auftrag erfüllt war, wurde mir erklärt, dass ein Großunternehmen die beste Werbung für seine Anzeige für Sekretärin sucht. Unerwartet angenehm war die Tatsache, dass für dieses nicht mal ein halbstündiges Interview mir acht Mark gegeben wurden. Für meinesgleichen das verständlicherweise großes Geld. Jedenfalls kam alles ganz anders als ich befürchtet hatte, als ich mit dem Mädchen mitgegangen bin, nämlich, dass ich selbst zahlen muss. Am meisten überrascht war ich aber dann, als das Mädchen Ende unseres Gesprächs sagte, dass sie Geographiestudentin an der Goethe-Universität ist und dass ihr Betreuer Professor J. Matznetter ist.

Ich glaube, dass meine schwerste Probe ich im Herbstsemester 1993 habe bestehen müssen. Irgendwann im Mai fragte der Direktor des Instituts Professor J. Matznetter, ob ich bereit wäre, einen Vorlesungskursus über die Geographie meiner Heimat zu halten. Anscheinend waren meine sprachlichen Fähigkeiten dank dem vielen Lesen historischer und politischer Literatur schon ausreichend für so einen Vorschlag. Leichtsinnig habe ich dem Vorschlag zugestimmt, denn es schien einfach unangebracht zu sein, ihn abzulehnen, weil ich so gut empfangen worden war und das Milieu am Institut so angenehm war (jawohl, ich wiederhole mich wieder!). Mir wurde auch ein Honorar, 39 DM für eine akademische Stunde, versprochen. Selbstverständlich setzte ich auch die Botschaft in Bonn davon in Kenntnis, eigentlich fragte ich nach ihrer Erlaubnis, so was überhaupt zu tun. Ich kann mich noch erinnern, dass mir gesagt wurde, dass es ein äußerst seltener Fall wäre, aber sie erteilten mir die Genehmigung. Von meinem Verdienst musste ich die Hälfte natürlich der Botschaft geben. Der ganze Vorlesungszyklus bestand aus 32 Stunden, jede Stunde ein Thema, so dass ich für jeden Vortrag ein Thema vorbereiten musste.

In der Universitätsbibliothek gab es sehr viel deutschsprachige Literatur über die soziale und wirtschaftliche Entwicklung der Sowjetunion (geschweige dann von

solchen Informationen wie die über den Molotow-Ribbentrop-Pakt usw.), aber aus verständlichen Gründen musste ich auf diese Infos verzichten. Es nahm sehr viel Zeit in Anspruch, ideologisch passende Vorträge vorzubereiten, wobei mein Gewissen es auch nicht erlaubte, den Stil von „Prawda“ zu benutzen. Mit so einem Quatsch hätte man mich bestimmt aus dem Auditorium gleich herausgepiffen. Das bedeutet, dass ich ganz geschickt mit Worten und Fakten spielen musste. Als ich in der ersten Vorlesung im September das für 80-90 Zuhörer gedachte Auditorium brechend voll vorfand, begriff ich endgültig, was ich mir vorgenommen hatte. Auch war ich überzeugt, dass mindestens in der ersten Vorlesung auch ein unbekannter Vertreter der Botschaft anwesend war. Ich kann mich noch erinnern, dass eine 2-stündige Vorlesung immer mit gleich langer Diskussion und Unmengen von Fragen geendet hat. Aber ich bin am Leben geblieben und wie man so sagt „alles was nicht tötet, macht stärker“. Vor der Abfahrt habe ich der Botschaft ungefähr 600 DM übergeben. In der Buchhaltung des Moskauer Ministeriums habe ich auch gleich die im Februar mir geliehenen 100 DM zurückgegeben. Wenn ich mich richtig erinnere, wurde ich sogar gefragt, ob ich außer dem Stipendium noch weitere Einnahmen gehabt habe, naja klar, die Kanäle des KGB hatten ja eine tüchtige Arbeit geleistet. Ich hätte das aber auch selbst zugegeben. Egal wie das auch ist, aber als ich gesagt hatte, dass ich circa 1.200 DM hinzuverdient hatte, aber davon die Hälfte der Botschaft gegeben habe, folgte bedauerndes Stöhnen – um Gottes willen, warum? Wir hätten das Geld auch hier unter uns teilen können. Irgendwie habe ich den Eindruck, dass auch die andere Hälfte für persönliche Bedürfnisse ausgegeben worden wäre.

Da ich am vor Anfang des Praktikums stattgefundenen Schulungslager nicht teilgenommen hatte, wusste ich auch nicht, dass man nach dem Abschluss des Praktikums einen gründlichen russischsprachigen Bericht schreiben musste. Natürlich hätte ich auch selbst darauf kommen können, aber da konnte ich nichts mehr ändern, und so musste ich mich fast gleich nach Ankunft im Januar 1984 in dieser Gesellschaft der Mangelware an eine höllische Arbeit machen. Wenn ich in Deutschland auch russischsprachiges Material über das dortige Dienstleistungssystem hätte finden können, war es in Estland praktisch unmöglich. Meine Arbeit wurde um einige Seiten dank der Zeitschrift „Гутен Таг“ /Guten Tag/, die auf Russisch erschien und wo es auch einige Artikel über Dienstleistungen in der Bundesrepublik Deutschland gab, erleichtert. Diese Artikelbefassten sich aber nicht mit Dienstleistungen im engeren Sinne des Begriffes, d.h. im Sinne des Handgewerks. Mein Russisch war auch eher bescheiden. Deshalb habe ich die Entscheidung getroffen, im Bericht möglichst viel Statistik zu benutzen. Ich musste auch vor dem Rat des Tallinner Polytechnischen Institut einen Vortrag über so ein langes und dazu noch in einem kapitalistischen Staat stattgefundenes Praktikum halten. Der 120-seitige schriftliche Bericht lag auf dem Tisch des Rektors (Akademiker Professor Boris Tamm), und ich hatte große Angst gerade wegen der Oberflächlichkeit der Inhalte. In Wirklichkeit kam das alles ein wenig anders. Der Akademiker B. Tamm, der eigentlich Informatiker war, sagte, dass er diesen sehr inhaltsreichen (sic!) Vortrag vorher schon durchgelesen hatte (?). Danach spürte ich mich ziemlich entspannt. Soviel ich mich daran erinnern kann, wurden nachher nicht mal Fragen gestellt.

Über den Nutzen des Praktikums für die nachfolgende Periode

Allgemein zusammengefasst kann ich sagen, dass ich während des Praktikums sehr viel gelesen habe, was ja nicht unwichtig ist. Natürlich habe ich mit eigenem Auge sehen können, wie eine demokratische Gesellschaft mit hochentwickelter (sozialen) Marktwirtschaft funktioniert. Die Bedeutung der erhaltenen Erfahrungen ist für meine Arbeit, von Unterricht- und Forschungsarbeit bis zur politischen Tätigkeit (z.B. in 1990-er Jahren in Tallinner Stadtversammlung) nicht zu überschätzen. Nachfolgend einige der konkreten Beispiele.

Zum Beispiel eine ganz konkrete Angelegenheit, bei der es zwar nur um Einzelheiten ging und das Ganze nicht unbedingt als direktes Ergebnis meines Praktikums bezeichnet werden kann, aber immerhin. Anfang der 1990-er Jahre war ich zum Vorsitzenden der Tallinner Stadtverwaltung gewählt worden, und ich erinnere mich, dass ich in einer Sitzung der Stadtversammlung den Vorschlag machte, dass man hinter hiesigen Restauranttüren die Speisekarte mit Preisen ausgehängt haben sollte (einfach, weil Kunden von Kellnern mit Rechnungen belogen wurden). Als Antwort wurde nur gelacht – wie soll das denn aussehen, wenn überall hinter der Tür eines Hotels die Speisekarten und Preislisten von mehreren Restaurants, Bars usw. ausgestellt sein werden? Selbstverständlich habe ich mit meinem Vorschlag gemeint, dass man die Preisliste im Hotel vor der Tür jedes Restaurants hätte, was heute ja völlig normal ist. Auch habe ich vorgeschlagen, dass man bei jeder Haltestelle von öffentlichen Transportmitteln auch ihre Zeitpläne hätte. Wiederum war die Stadtversammlung der Meinung, dass es nicht möglich sei, vor allem wegen (unerwarteter) Verkehrsstaus. Genau wie beim ersten Beispiel. Heute gibt es bei jeder Haltestelle Zeitpläne und die werden auch fast perfekt eingehalten. Dabei ist die Zahl von Autos und die Häufigkeit der Verkehrsstaus inzwischen unglaublich gestiegen.

Anfang der 1980-er Jahre ist in Moskau eine aus Hunderten von Seiten bestehende Monografie „Сфера услуг в США“ („Dienstleistungssphäre in den USA“) erschienen. Das ermutigte mich, ein analoges Buch über die Bundesrepublik Deutschland zu schreiben. Als ich dann irgendwann in 1984 im Arbeitsraum eines der leitenden Persönlichkeiten des Tallinner Verlags „Valgus“ erschien und voller Stolz ihm meine Handschrift zeigte, wurde mir empfohlen, die Tür von außen zu schließen. Es gehörte sich nicht, in der Überschrift des Buches so ein Land wie die Bundesrepublik Deutschland zu erwähnen. Vielleicht wäre die Veröffentlichung des Buches ein Paar Jahre später, als die Zeit von Perestroika und Glasnost angefangen war, durchaus möglich gewesen, aber diese Frage kriege ich nicht mehr beantwortet, und wirklich versucht habe ich es dann auch nicht mehr. Ich habe mich für eher indirekte Möglichkeiten entschieden. Unter anderem habe ich ein Zehntel der Informationen, die ich gesammelt hatte, in der 1988 erschienenen Broschüre „Organisation des Dienstleistungswesens“ („Elutarbelise teenindamise organiseerimine“) veröffentlichen können.

Einige Informationen konnte ich auch in den Zeitschriften „Tehnika ja Tootmine“ und „Horisont“ veröffentlichen. Ich glaube, dass es das erste Mal war, dass in estnischsprachiger Literatur solche Kreditkarten wie American Express u. a. kurz beschrieben wurden. Ich habe in diesen Artikeln auch die Möglichkeit beschrieben,

dass man in Behörden, wo viele Menschen sich anstellen müssen und es lange Wartezeiten gibt (ich hatte es bei der Polizei, wo Ausländer sich anmeldeten, gesehen), sich eine Marke mit der Nummer der Reihenfolge nehmen und eine ganz einfache Einschätzung machen kann, für wie lange Zeit man eventuell weggehen könnte. Jetzt ist dieser kleine Apparat auch in unseren Banken, Läden und anderen Institution, die Dienstleistungen erweisen, ganz selbstverständlich.

Mitte der 1980-er sind auch ein Paar Ausgaben von der Zeitschrift „Majandus“ („Wirtschaft“) erschienen, wo ich sogar ein wenig über die Bundesrepublik Deutschland schreiben konnte. Unangenehm ist die Erinnerung an den zweiten Artikel. Ich hatte einige Dutzende Seiten über die soziale Sphäre der BRD geschrieben, und um eine Akzeptanz seitens Glavlit (der Zensorbehörde) zu gewährleisten, habe ich auch über Arbeitslosigkeit und einige andere eher negativere Erscheinungen dieses hochentwickelten Landes geschrieben, was ja von unseren Medien ständig und konsequent wiederholt wurde. Groß war aber mein Erschrecken, als in der veröffentlichten Zeitschrift alles, was für unseren Leser hätte neu sein können, ausgelassen war und nur die schon sowieso bekannte Information über die dortige Arbeitslosigkeit usw. erschienen war. Das war aber auch die letzte Nummer dieser Zeitschrift. Obwohl diese zweite Nummer für mich eine Enttäuschung war, tat es mir leid, dass die Zeitschrift gerade in so einer Zeit aufhörte zu erscheinen, als die „die Gesellschaft erfrischenden und vom Totalitarismus befreienden Winde“ zu wehen angefangen haben. Jetzt haben wir in Zusammenarbeit mit der Tartuer Universität und mehreren Universitäten der Bundesrepublik oder auch mit dortigen Fachhochschulen schon jahrelang eine wirtschaftspolitische Zeitschrift (zwei Nummern jährlich) herausgegeben.

Eines der am meisten hervorragenden und für Estland nützlichen Ergebnisse meines Praktikums kam aber erst in 1990er Jahren, besonders in 1993-1997, zum Vorschein. Das war die Zeit, als ich Rektor des für die Ausbildung von Beamten und Politikern gegründeten Eesti Haldusjuhtimise Instituut (des Estnischen Instituts für Verwaltungsmanagement) war. Wir haben damals für Hunderte Staatsbeamte (einschl. der Staatssekretäre und Landräte) und Tausende von Kommunalpolitikern (Mitglieder der Gemeinde- und Städteversammlungen) oder auch für Beamte Schulungsseminare in Estland, aber auch ca. zehn Schulungsreisen in die Bundesrepublik Deutschland veranstaltet. Meistens sind diese Reisen dank der vollständigen Finanzierung durch große deutsche Stiftungen (Konrad Adenauer Stiftung, Friedrich Naumann Stiftung oder Friedrich Ebert Stiftung) zustande gekommen. Während des Praktikums besuchte ich 4-5 Mal auch Bad Godesberg, die nette Vorstadt von Bonn. Es geschah aber nicht mehr, um hier verhört zu werden, sondern für die Zusammenarbeit mit dem Weiterbildungszentrum der dort untergebrachten Bundesakademie für öffentliche Verwaltung. Es handelte sich um eine sehr konstruktive und angenehme Zusammenarbeit, die leider mit Kündigung meines Arbeitsverhältnisses mit dem Estnischen Institut für Verwaltungsmanagement endete. Ich würde behaupten, dass ich meinen größten Beitrag zur Entwicklung Deutsch-Estnischer Zusammenarbeit in den Jahren 1990-1997 geleistet habe.

Eindrucksvolle Reisen in die BRD hat es auch nach 1983 gegeben. So erinnere ich mich an den Abend des 9. November 1989, als ich durch Zufall mit dem Nachtzug von Prag nach Berlin gefahren bin. Ich hatte keine Ahnung, was an

diesem Abend in der DDR geschehen war (die Eröffnung der Berliner Mauer). Als der Zug in der Nacht um ca. 2 Uhr in Dresden hielt, sind viele Teenager hinzugestiegen und plötzlich war alles voll von ihnen. In frühen Morgenstunden des 10. November, als ich am Berliner Flughafen Schönefeld ausgestiegen war, sah ich, was auf den Straßen los war – alle Fahrbahnen voll von Autos und nur in einer Richtung, nach West-Berlin. In anderer Richtung konnte man überhaupt nicht fahren. Aber diese Erlebnisse (einschl. der nächtlichen Bahnfahrt) sind schon ein Thema an und für sich.